

Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 16 (1932)
Heft: 5-6

Rubrik: Aus dem schweizerischen Idiotikon

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

oder nie zu hören¹⁾). Damit ist ihr der Weg verwehrt, sich in der deutschen Sprache auszubilden und zu ihren Kindern von Anfang an in dieser Sprache zu reden. Uebrigens denkt auch kein Mensch daran, ihr ein so wider-natürliche Verhalten zuzumuten, selbst wenn sie geläufig hochdeutsch spräche.

Gerafe umgekehrt versährt die große Mehrzahl der im Welschland wohnenden Deutschschweizer. Sie machen es sich von Anfang an zur Regel, mit ihren Kindern nur französisch zu reden. Begreiflicherweise ist es ein ganz anderes Französisch, als wie es welsche Eltern mit ihren Kindern sprechen. Indessen hat das nicht viel zu besagen, weil den Kindern die Fehler, welche sie von ihren Eltern übernehmen, in der Schule und auf der Gasse wieder abgewöhnt werden. Trotz alledem hatte ich immer das unangenehme Gefühl, in diesem Verhalten so vieler meiner gleichsprachigen Landsleute stecke etwas Gefästeltes, Erzwungenes, der menschlichen Natur Widersprechendes. Ich fragte daher einst eine Zürcherin, warum sie ihre drei begabten Söhne nicht in ihrer Muttersprache oder, noch besser, in der deutschen Hochsprache auferzogen habe. Darauf antwortete mir die Dame: ihr Mann (ein reicher Waadtländer Patrizier) habe das anfänglich auch gewünscht, und sie hätte es auch gerne getan, weil es ja für die Söhne von großem Vorteil gewesen wäre, wenn sie spielend in der Kinderstube deutsch und französisch gelernt hätten. Aber sie könne nur Züridütsch. Zu ihrer Zeit habe man zwar an den Zürcher Mädchenschulen auch „Zürihochdütsch“ gelernt, allein sie wisse aus langer und reicher Erfahrung, daß das etwas ganz anderes sei als das richtige Hochdeutsch, wie es von den Gebildeten außerhalb der deutschen Schweiz gesprochen werde. Für ihre Söhne aber wäre es völlig wertlos gewesen, ihnen ihren Kantönlidialekt beizubringen, und ihr Gemahl habe von diesem Rauderwelsch auch nichts wissen wollen.

Gegen diese Gründe wußte ich nichts einzurwenden. Sie erklären und entschuldigen das sprachliche Verhalten der Deutschschweizer Eltern im Welschland. Die Schuld liegt an ihrer mangelnden Ausbildung in der deutschen Hochsprache²⁾.

Bernhard Freuler, Tsertern.

Aus dem schweizerischen Idiotikon.

109. Heft. Verlag Huber & Cie., Frauenfeld.

Ein Einspänner ist nicht nur ein einspäniges Fuhrwerk, sondern auch ein unverheirateter Mensch, ein Eigenbrötler oder ein schwarzer Kaffee mit nur einem Gläschen Schnaps (Uzerner Hinterland!); man kann auch zwei nehmen und hat dann einen Zweispänner, welches Wort aber auch ein zweischläfriges Bett bedeutet. Den Wädenspanner kann man bekommen beim Tanzen (Schaffhausen) und den Hosenspanner in der Schule (Ostschweiz); den Kulturfortschritt erkennt man aus der Erklärung: früher eine häufige Schulstrafe. Ein einspänniger Knecht war ein einfach berittener Bewaffneter ohne Rang, ein gemeiner Kriegsknecht; 1572 wird geklagt, daß ein solcher bei der Verteilung der Beute „nur ein nestel oder ein nestelglimpf“ bekomme, während die Herren die Hosen nehmen. — Unspännig heißt unständig, ungebärdig; man sagt es von Tieren und Menschen, ja sogar das Schnäuzchen eines Körporals konnte schon so sein; denn „das het gar nit welle graduse sto“ (Reinhart). — Beliebt ist das

¹⁾ Nie? Etwas viel gesagt! St.

²⁾ Diese ist in den letzten zwanzig Jahren viel besser geworden! Das Beispiel zeigt aber gerade, wie nötig das war. Es gibt übrigens heute noch Hochschullehrer, die es für überflüssig halten! St.

Bild von dem großen Maul, in dem ein zwei-, vier- oder achtspänniger Wagen hätte wenden können („und denn no chlopfe“). — Wer mit einem Menschen einen Streit, einen Span hat, der ist in Spannung mit ihm. Für unser Sprachgefühl hat sich aber das Wort völlig gelöst von diesem Begriff. Früher konnte auch der Gegenstand eines Streites Span heißen, besonders eine umstrittene Dertlichkeit; „auf Spa und Stoß gu“ heißt daher in Glarus: einen gerichtlichen Augenschein vornehmen. Vom Landvogt von Grüningen wird 1572 berichtet, er habe es wohl verstanden, große Kostenrechnungen „aufzutreiben“, „wann er etwann uff die spänn ryte“. Besondere Arten waren natürlich der Erb-, der Ehe-, der Müli-, der Marchen- und der Salzspan. Ein ganz anderer Span, der aber meistens G'spane heißt, ist der mit einem andern Zusammengespannte oder Zusammenspannende, d. h. der Genosse, Gefährte, Kamerad. „Der Griech Achilles hat ein gspan (Patroklos), den er unseglich lieb hat ghan“ heißt es in einem Solothurner Spiel von 1598 („ein lustiges Spil oder Tragedi“!). Auch der oder die Liebste kann so heißen: „De Gspane suecht-me mit dem Herz und nid mit den Duge“ (v. Tavel). Vielleicht hat aber dieses Wort mit spannen gar nichts zu tun, sondern stammt von Span = Saugwarze (bei Mensch und Tier), so daß ein Gespan ursprünglich ein Milchgeschwister wäre.

Ein Spanier wird immer noch etwa Spaniol genannt. Eine scherhafte Ableitung von spannen war es, wenn in Basel der enge Frauenrock, wie er um 1914 Mode war, Spaniöle genannt wurde. Bei den Beispielen zu den ältern Ableitungen von Spanien (spanisch, spangisch, spaniert, spanolisiert) wird man ständig an das Zeitalter Jürg Jenatschs erinnert. Bezeichnend ist auch, daß eine Reihe von Holzwerkzeugen spanisch heißen; es gibt einen spanischen Mantel, einen spanischen Bock und spanisches Fueßwasser. — Spanifle, spanifere o. ä. für gespannt lauern, auspähen stammt aus der Gaunersprache und ist daher im Mattenenglisch heimisch. Knaben spanifle nach Haselnüssen, auch nach Heimisbacher Meitscheni (Gfeller).

Ein nützliches Tier und trotzdem ein Gegenstand aber gläubischer Furcht ist bekanntlich die Spinne, d'Spinn oder Spinn-(Spill)-Mugge. In den Berichten von Hexenprozessen kommt sie nicht selten vor. Eine Hexe war 1631 in Saanen angeklagt, sie habe ihrem Mann „in einer Suppen ein Spinn zu äffen gäben“. Doch schüxt die Spinne auch vor allerlei Bösem, und „wer Spinnen über die Hände laufen läßt, hat wenig mit bösen Geistern zu tun“. Spinnweben (Spinnwübb) gelten als Wahrzeichen, daß es da „nid ung'hürig figi“ (Bern). Auch als Wetterzeichen dient das Tierchen; in Chur sollen die Stadtschüler am Abend vor der „Maiensäffahrt“ der katholischen Hoffschüler etwa Spinnen töten, damit das Wetter schlecht werde (Szadrowsky). In das Elend der Heimarbeit der guten alten Zeit hinein leuchten einige Beispiele für das Tätigkeitswort spinnen. 1693 wird im Knonaueramt geklagt, die Schule leide u. a. sehr darunter, daß die Kinder „umb das Brot spinne“ müßten. Ein Urner Spruch heißt: „Helf der Gott i's ewig Lebe, dann muest weder spinne noch webe“. Auf Selbstgesponnenes darf man stolz sein: „Selbergspunne, selbergmacht ist di hübschist Puretracht“. Wer nach dem Feierabendläuten spinnt, spinnt sich ein Leichenhemde. Die Bedeutung wird dann übertragen zu „eis us em andere usespinne“, logisch entwickeln, ableiten, folgern, ersinnen, ausdenken, und von da ist es nicht mehr gar weit zu: verträumt sinnen, spintifizieren, Gedanken an Vergangenheit und Zukunft nachhangen, und das führt leicht ins Phantasieren,

Faseln, und man ist nicht mehr recht im Kopfe. So besonders in der Studenten- und Bubensprache. Vom Mat-tenenglischen her kam aber auch die Bedeutung: tüchtig essen oder trinken. Die Wollenspinnerinnen erkennt man (in Liestal) zum Unterschied von den Seidenspinnerinnen am Lätsch an der Unterlippe: „das chunnt vom vilen Fin-gerneze für d'Fäde z'bifüchte“. Merkwürdige alte Volks-bräuche hangen zusammen mit dem Spinnet, der Spinni, der Spinnstube. Wenn ein Bursch uf d'Spinni got, gilt der Brauch, daß das Mädelchen dem Burschen Most aus dem Keller holt, aber nur, wenn ihm der Besuch angenehm ist (Rheintal). Uspunne ist der Abfall von Hanf oder Flachs beim Hescheln (auch Chuder genannt). Kein Lob ist es natürlich, wenn Mädchernaare sind „wie ne Chuh-lete Uspunni“ (Bern). Die Form Uspunne für die Burg-ruine und Häusergruppe bei Wilderswil, die seit dem großen Aelplerfest von 1805 bekannt geworden ist, muß eine Umdeutung der Vorstufe u- sein, die dunkeln Ur-sprungs ist und sonst nicht vorkommt.

Spons und Gespons für den Bräutigam, Freier, Lieb-haber und entsprechende weibliche Wesen kommt von lat. sponsus (weibl. sponsa) und wurde besonders in biblisch-fürchlichem Sinne gebraucht für das Verhältnis zwischen Christus (Gott) und der gläubigen Seele, das man mit einer Verlobung verglich. Elisabeth Stagel, die fromme Nonne von Töss (um 1350) nennt Jesum den „himelschen gespunzen aller rainer und demütiger herzen“. Spontalien heißt das Cheversprechen der Brautleute; zärtlich tun wie Verlobte heißt sponsieren. So sagt Gottfried Keller: „Die Franzosen benützen billigerweise den An-laß, mit den (Indianer-)Frauen zu sponsieren, wie es von je ihre Art gewesen ist“, und einen Liebhaber oder Galan nennt er Sponsierer.

Briefkasten.

W. W., Z. Sie verstehen nicht, warum der Vorstand der Fast-nacht-Gesellschaft Zürich allen denen, die zum Gelingen des Festes beigetragen haben, dankt unter der fettgedruckten Überschrift: „Merci“. Aber das verlangt doch die Stileinheit! Fastnacht bedeutet Verkleidung, Böggerei; „merci“ ist einfach die entsprechende Sprachböggerei. Freilich, Sie haben doch recht; denn ein Bögg am Aschermittwoch oder noch später macht sich lächerlich.

Merkwürdig ist in der Tat, daß in derselben Familie, wie sich aus der Todesanzeige ergibt, ein Kind Roja und das andere Josy heißt; wie schön hätte sich Josy auf Roja gereimt! Daß ein Mann, der eine Claire mit französischem Geschlechtsnamen zur Frau hatte, Jacques heißen und einen Sohn André haben mußte, begreift man eher, als warum die Witwe eines Heinrich Gottlieb sich Louise schreiben muß. Und haben Sie eine Ahnung, was eine „Si“ ist?

Sie senden uns auch ein Vereinsblatt eines Männerchors und streichen bei den Solisten den Namen der „Berthe de“ Vigier an. Wenn Sie befügen, es handle sich um ein seit Jahrhunderten in Solothurn anfassiges und seit Jahrhunderten rein deutsches Geschlecht, so ist das kein Widerspruch zu dieser „Berthe de“, im Gegenteil, gerade das ist ja echt deutsch, daß man etwas anderes sein will, als man ist.

Th. G., Z. Wir wundern uns zwar selten mehr über sprachliche Schöpfungen unserer Zeitgenossen, aber hie und da wird man doch ergriffen von den Ergebnissen dieser Schöpferkraft. Wir danken Ihnen für den Brief, in dem „notleidende Sardinen ohne Schuppen, ohne Gräte, also eine Delikatesse“ angeboten werden. Der Ausdruck scheint sogar im „Delikatesch-Handel“ neu zu sein, sonst würde der Schreiber nicht beifügen, notleidende Sardinen seien solche, deren ursprünglicher Käufer Zahlungsunfähig geworden sei, „was jedoch auf die Qualität der Sardine keinen Einfluß hat.“ Es ist sehr erfreulich, daß unter der Zahlungsunfähigkeit des ursprünglichen Käufers nicht die Sardinen selbst, sondern nur das Deutsch des Verkäufers etwas gelitten hat. Über dieses notleidende Deutsch müssen wohl die Sardinen in ihren Büchern selber lachen.

A. D., Z. Mit Ihnen werden sich noch viele wundern, die in Nr. 1079 der N. Z. Z. (in der Einwendung von A. St. über den „Raubvogel im Weichbild der Stadt“) gelesen haben: „Der Mensch glaubt immer mit täppischer Hand sich als Korrigenda aufzuspielen

zu müssen“ (anstatt die Sache der Natur zu überlassen). Was gerade dieser Mensch sagen wollte, kann man ja ahnen: „Der Mensch glaubt immer, mit täppischer Hand die Natur korrigieren (noch besser: verbessern) zu müssen.“ Aber warum dieser Mensch nicht so sagte, wie es seiner Natur und der seiner Leser am nächsten lag, das versteht man nur, wenn man bedenkt, daß der Mensch deutlicher Zuge immer glaubt, mit täppischer Hand anders schreiben zu müssen, als er denkt, und dann halt hic und da gründlich reinfällt. Korrigenda heißen nämlich Dinge, die korrigiert oder verbessert werden sollten; darum findet man am Schluß gelehrt Bütcher etwa ein Verzeichnis der K- (noch schöner C-) korrigenda, d. h. der zu korrigierenden Stellen, also der Druckfehler. Ein Mensch, der gegen den spazemörderischen Sperber die Polizei aufruft, hält sich aber nicht für verbessungsbedürftig („corrigendum“), im Gegenteil, er fühlt sich als Korrektor der Natur. Zwischen einem Corrigendum und einem Korrektor besteht derselbe Unterschied wie zwischen einem, der geliebt oder geprügelt werden sollte, und einem, dessen Amt das Lieben oder das Prügeln ist. Ist das wohl diesem Korrektor der deutschen Sprache deutlich genug?

A. G., B. Sie werden recht haben mit Ihrer Ansicht, „Steig“ bedeute dem Alemannen eine ansteigende Landstrecke. Aber das ist eine landästliche Eigentümlichkeit, die sich vielleicht nur deshalb hat erhalten können, weil das Wort (für sich allein) im Schriftdeutschen selten geworden ist. Unser Sprachgefühl verbindet es unmittelbar mit „steigen“. Zweifelhaft erscheint uns aber Ihre Bemerkung, das Wort habe „keine Beziehung zum Fußgänger“, es bezeichne nur das ansteigende Land. Können Sie sich wirklich einen Steig denken ohne jemand, der steigt? Muß nicht ein menschlicher Weg vorhanden sein? Das widerspräche dem ganzen Ursprung des Wortes, das mit griechisch steicho = schreiten zusammenhängt. Ursprünglich bezeichnete es wie das heute häufigere „Steg“ zunächst nur (nach Pauls Wörterbuch) „etwas, worauf man schreiten, gehen kann, entweder einen schmalen Weg, der nur für Fußgänger ist, oder im besondern eine Vorrichtung, um Wasser, eine Vertiefung zu überschreiten“. Schon im benachbarten Schwäbischen sage man im ersten Sinne immer „Steig“ (im andern „Steg“), und in der Tat sagt Schiller im „Spaziergang“:

Aber zwischen der ewigen Höh und der ewigen Tiefe
Trägt ein geländerter Steig sicher den Wanderer dahin.“
(„Dahin“, nicht etwa „hinan“!) Daß das Steigen außerhalb des alemannischen Gebietes nicht unbedingt zu einem Steig gehört, zeigt außer Bahnsteig auch „Bürgersteig“ (an dem uns nur die „Bürgerlichkeit“ auffällt). Nur eine landästliche Eigentümlichkeit sollte einem Worte des neuzeitlichen Verkehrswesens nicht im Wege stehen. „Inselsteig“ scheint uns daher richtig gebildet und der Bezeichnung „Fußgängerinsel“ vorzuziehen, weil es wesentlich kürzer ist. Wenn man aber in Basel amtlich „Verkehrsinsel“ sagt, so ist das freilich noch besser und nicht wesentlich länger. Es drückt das Wesen, die (verhältnismäßig!) sichere Inselhaftigkeit aus im Gegensatz zu den Verkehrs wegen, wo der Verkehr mit seinen Gefahren dahinströmt. Aber „Inselsteig“ ist deshalb nicht falsch. „Steig“ drückt ja nur aus, daß man darauf schreiten, gehen, aber nicht jagen könne; im Gegensatz zu andern Steigen aber, dem Bürger- oder Gehsteig und dem Bahnsteig, ist es wie eine Insel abgeschlossen, während jene in die Weite, auf dem Zürcher Bahnhof fast ins Unendliche führen.

Allerlei.

Sprachschwädrigkeiten am unrechten Ort. Eine sonst angesehene Zeitung der Nordschweiz gibt der Mitteilung über die Verwerfung der Appellation eines Raubmörders den Titel „Der Mörder von H. muß brummen“. So viel Sprachgefühl sollte in einer Humanistenstadt auch ein Korrektor haben, daß solche Sprachschnitzer unterbleiben, selbst wenn's eilt.

Eine Frau Dünkeler vom Maulbeerweg muß b r u m m e n , weil sie die Nachbarin verleumdet hat; Jean Soundso muß s i z e n wegen Defizits in der Regelflasche. Das Wort „brummen“ aber zieht die Rechtspflege ins Komische, wenn es sich um Sicherung eines Raubmörders handelt. Wer nicht so viel Deutsch kann, daß er das versteht, soll sich bei irgend einem auswärtigen Agenten melden zum Auspeisen von Dörfstümen und Aehnlichem. C.

Unterhaltung. (Aus der „Zürcher Illustrierten“.) Du, gäll, Veteran, das isch en Behdokter ?

He nei, em Behdokter seit me Betrinär !
Jo wohär, en Betrinär isch doch eine, wo kei Fleisch ißt !